

das. Ich will versuchen, gerecht zu sein mit Maria, ob es mir gelingt, müssen andere beurteilen. Aber selbst wenn ich scheitere, werde ich es am Ende doch mit aller Kraft versucht haben, und deshalb bitte ich um mildernde Umstände, falls ich scheitere. Ich nehme das Kind an der Hand, das ich einmal war, ich versuche, es zu beruhigen. Es gibt keine Gefahr mehr. Es ist vorbei. Wir müssen uns nicht schämen. Wir können versuchen, auch die andere Seite zu sehen, ihre Seite. Wir können verzeihen – was meinst du, Kleiner? Wir können Frieden schließen.

Das hier wird wirklich keine Horrorgeschichte, auf gar keinen Fall. Dein Leben ist ganz gut gelaufen, Kleiner. Ein paar Träume hast du mir hinterlassen, die haben mir in meinen jungen Jahren ganz schön zugesetzt, später sind sie selten geworden. In einem Traum läufst du weg, Kleiner, irgendwelche Bestien sind hinter dir her, dann fällst du ins Bodenlose und schreist ganz furchtbar. In dem anderen Traum läuft dir die Scheiße an den Beinen herunter und lachende Leute stehen um dich herum. Vermutlich ist das ein Erinnerungsfetzen aus meinem missglückten, einzigen Kindergarten tag.

Das Einzige, was nicht weggeht, ist die Wut. Sie hat ihre Wut in dich hineingepflanzt, Kleiner. Immer, wenn ich wütend werde, spüre ich dich in mir, du zitterst, du machst dich hart und kalt, so gut du kannst. Ich würde dich gerne aus deinem Gefängnis befreien. Aber wir beide sind wohl dazu verurteilt, gemeinsam zu sterben.

Maria hat, solange ich denken kann, mit mir gesprochen, als sei ich ein Erwachsener. Es gab keine Tabus. Ich wusste, wann sie ihre erste Periode bekommen hat, wann und von wem sie aufgeklärt wurde, obwohl ich selbst noch nicht aufgeklärt war, ich kannte schon mit acht die Geschichte ihrer ersten Ehe, eine Geschichte, in der mein Vater schlecht aussah. Mein Vater war ganz einfach die größte Drecksau, die herumlief. Diese Geschichten waren mir unangenehm, und die Wochenenden mit meinem Vater liebte ich als Kind auch deshalb, weil er nie schlecht über meine Mutter sprach. Er war auf eine zerstreute Weise freundlich, er wollte nichts von mir und redete nur das Nötigste. Er wollte mir nur so nahekommen, wie ich es zuließ, er stellte keine Fragen, und wenn ich etwas erzählte, hörte er zu oder tat so als ob.

Wenn Maria erzählte, sprach sie zu sich selbst, ich glaube, dass ihr meine Gegenwart kaum bewusst war. Ich wusste also, solange ich denken kann, dass sie viele Abtreibungen hinter sich hatte. Mein Vater benutzte grundsätzlich keine Verhütungsmittel, die Pille gab es noch nicht. Es war schwierig, Ärzte zu finden, die so etwas machten, es war verboten. Manchmal probierte sie es selbst, ich habe vergessen, wie das genau vor sich ging. Der Vater meines Vaters war promovierter Tierarzt beim städtischen Veterinäramt, ein glatzköpfiger Mann mit einem edlen Cäsarenhaupt und Zigarre, ein preußischer Offizier des Ersten Weltkrieges und engagierter Weintrinker, streng und lebenslustig in einer genau austarierten Balance, inzwischen im Ruhestand. Mein Vater hatte wohl eher seine strenge Seite erlebt. Er war nicht nur für Maria, sondern auch in den Augen seines Vaters ein Versager, weil er die Schule nicht geschafft hatte und in der Fabrik arbeitete. Nun ging er also zu ihm und bat ihn, bei der Beseitigung seiner unerwünschten Enkel behilflich zu sein.

Der Alte, stelle ich mir vor, hat sich eine Weile bitten lassen. Etwas Illegales zu tun war keine Kleinigkeit für ihn. Vermutlich hat mein Vater, so war das damals einfach, von dem Alten oft Prügel bekommen, auf die, sage ich, angenehme preußische Art, immer mit einem glasklaren Motiv. Verliert man jemals die Angst? Kann man es irgendwann schaffen, von Gleich zu Gleich miteinander umzugehen? Keine Ahnung, aber die Situation war sowieso nicht danach.

Mein Vater, der noch nicht mein Vater war, schwitzte wahrscheinlich und schilderte mit stockender Stimme seine schwierige Situation, wenig Geld, kleine Wohnung, Ehekrise, wir können das Kind nicht brauchen, dumme Sache. Mein Großvater wies ihn zurecht, verantwortungslos, Präser sind billig, mir ist

das nie passiert, wenn der Kaiser noch da wäre. Dann machte er einen Termin für übermorgen und packte noch am selben Abend sein Veterinärbesteck.

Am übernächsten Tag trank mein Großvater zwei Gläser Wein und hörte »La Traviata«, damit seine Hände nicht zitterten, dann machte er sich mit wackligen Beinen auf den Weg. Als ehemaliger leitender Beamter hatte er immer noch ein kleines Büro in der Behörde. Er hatte schon seit vielen Jahren nicht mehr operiert, der letzte Eingriff war ein Kalb gewesen, 1944, danach Volkssturm, später Verwaltung. Über die weibliche Anatomie hatte er sich in der Fachliteratur informieren müssen, bei Rindern sah die Anatomie ja im Prinzip ähnlich aus. Der Teufel steckt im Detail. Er hatte Lampenfieber.

Maria und ihr erster Schwiegervater mochten sich, das machte es einfacher. Seine Frau war spröde und verhuzelt, Maria war sinnlich und lebenslustig wie er, nicht dass es da etwas Erotisches gegeben hätte, aber eine Seelenverwandtschaft war da. Als seine Schwiegertochter mit gespreizten Beinen auf dem Schreibtisch lag, Eiche, Vorkriegsqualität, sah mein Großvater zum ersten Mal die weibliche Anatomie in natura und aus der Nähe, im achten Lebensjahrzehnt wurde ihm diese Gnade zuteil. Er hatte selbstverständlich mit verschiedenen Frauenzimmern kopuliert und mehrere Kinder gezeugt, aber die Details hatten ihn nie interessiert. Mein Großvater schaute, aber schaute nicht zu lang, neben ihm lag auf dem Schreibtisch ein Notizzettel mit dem Ablauf, Punkt für Punkt, in krakeliger Altmännerschrift. Dann machte er sich, mit dem Rinderbesteck, daran, der Existenz seiner potenziellen Enkeltochter, meiner großen Schwester, ein Ende zu bereiten.

Dies wiederholte sich einige Male, und ich habe mir oft vorgestellt, wie es wohl gewesen wäre, mit all diesen Brüdern und Schwestern aufzuwachsen, oder vielleicht zwei von ihnen. Keiner kam durch, dann aber geschah etwas. Maria wurde der Zeremonie müde, das kann sein, oder aber mein Großvater, der von Zeremonie zu Zeremonie ein immer älterer Herr wurde, wengleich er an Routine gewann, zitterte gar zu arg bei der Handhabung des Rinderbestecks. Maria wurde schwanger und sagte, sie wolle, nach so vielen Malen, keine weitere Zeremonie mehr.

Deshalb lebe ich. Von diesen Brüdern und Schwestern bin ich der Auserwählte. Maria hat bestimmt, dass ich lebe und dass die anderen sterben mussten. Mein Leben verdanke ich ihrer Gnade.

Ich wusste das, seit ich denken kann. Sie war einfach müde. Sie hatte keine Lust mehr auf das Rinderbesteck. Sie wollte das schmatzende Geräusch nicht mehr hören, mit dem eine meiner Schwestern und Brüder in dem Plastikbeutel meines Großvaters verschwand, den er auf dem Nachhauseweg in den Rhein warf.

Eines Morgens änderte sich mein Leben. Said saß am Frühstückstisch. Es gibt noch andere Männer, die kamen, wieder gingen und an die ich mich nur schwach erinnere, aber das war später. Als Said auftauchte, wohnte mein Vater noch bei uns, vielleicht war ich sechs. Es ist schwierig für meinen Vater gewesen, etwas Eigenes zu finden, weil Wohnungen knapp waren, das dauerte Monate. Er schlief für eine gewisse Zeit in meinem Kinderzimmer, ich schlief im Wohnzimmer auf der Couch. Said und Maria hatten das Schlafzimmer.

Ich glaube, dass die beiden Männer sich selten getroffen haben. Mein Vater machte damals oft Nachtschichten und kam fast nur, um zu schlafen oder zu duschen. Manchmal hat er sicher auch bei Frauen übernachtet, aber er hatte nichts Festes. Es war, glaube ich, eine friedliche Zeit. Maria und mein Vater stritten sich nicht mehr, alles war geklärt.

Said war Student. Er stammte aus dem Irak, aus einer reichen Familie. Deutschland hatte im Irak einen guten Ruf, weil die Deutschen den Engländern im Krieg so richtig eingeheizt haben. Said bekam von zu Hause genug Geld, so viel, dass er als Student sogar ein eigenes Zimmer mit Bad hatte. Ausländer

fanden noch schwerer eine Wohnung als Deutsche. Sein eigenes Zimmer behielt Said, für alle Fälle, obwohl er die meiste Zeit bei uns verbrachte.

Er ließ mich in Ruhe, er war nicht unfreundlich, aber distanziert. Manchmal brachte er ein Geschenk mit, ein Spielauto oder Legosteine. Als Gegenleistung musste ich ins Wohnzimmer gehen, sollte spielen und durfte auf keinen Fall das Wohnzimmer verlassen. Manchmal gingen Maria und Said ins Schlafzimmer, manchmal saßen sie in der Küche und redeten. Maria hatte immer gute Laune, wenn er da war. Irgendwie schaffte er es, dass sie nie ausrastete. Er war der Mann, der ihr ebenbürtig gewesen ist, und er musste, entgegen meiner Erwartung, nicht einmal mit ihr kämpfen. Von Said ließ sie sich sogar etwas sagen, tu bitte dies, tu bitte das, und sie machte es dann. Er war höflich, er befahl nie etwas, er sagte »bitte« oder »wenn es dir nichts ausmacht«.

Ich erinnere mich nur an eine Szene genau. Es ist heiß, und wir sind zu dritt am Rhein baden gegangen. Wir lagen auf einer Wiese am Ufer, nicht in einem Schwimmbad. Ich glaube, es war eine Rheininsel. Auf der Wiese waren wir fast allein, weil damals schon nicht mehr viele Leute im Rhein badeten. Der Fluss ist viel schmutziger gewesen als heute, eine braune Soße, er roch auch seltsam.

Said sagt: »Wenn du uns einen Fisch bringst, Frank, kaufe ich dir ein Eis, egal welches, du darfst auch das größte Eis nehmen.« Dann fangen Maria und er an zu knutschen.

Ich gehe in das Wasser, es ist schön kühl. Ich merke zum ersten Mal, was Strömung ist, die Strömung reißt an den Beinen, als ob jemand ein Seil um die Beine gebunden hat und einem die Beine wegziehen will. An den Füßen spüre ich Muschelschalen, Pflanzen, Schlick, manchmal eine Glasflasche oder einen Stein. Ich habe ein bisschen Angst wegen der Strömung und weil ich noch nicht schwimmen kann. Aber dann sehe ich den Fisch. Er glitzert und ist riesig und schwimmt ganz oben. Ich gehe immer tiefer ins Wasser, bis zur Brust. Und dann erwische ich tatsächlich den Fisch, am Schwanz. Aber als ich zurück ans Ufer will, merke ich, dass ich es nicht schaffe. Ich kann mich gerade so stehend halten, aber ich komme gegen die Strömung nicht vorwärts, vor allem nicht mit einer Hand. Wenn ich mit zwei Händen im Wasser rudere, wäre es vielleicht möglich, aber mit der rechten Hand halte ich nun mal den Fisch am Schwanz, und den loszulassen ist völlig unmöglich, niemals. Ich stehe da und warte, vielleicht lässt die Strömung nach, aber das tut sie nicht. In meiner Erinnerung fühle ich mich wie in der Szene, in der ich unter dem Bett liege und dann rauskrieche und die wütende Maria anlache. Ich weiß, dass ich nicht nachgeben werde. Ich gebe vor dem Fluss nicht klein bei, niemals, egal, was passiert.

Dann spüre ich, wie Said mich hochhebt, und ich höre ihn mit seinem Akzent sagen: »Kleiner, geh nicht so weit ins Tiefe.« Er trägt mich ans Ufer, zu Maria. Ich hebe den Fisch hoch. Beide lachen. »Der ist ja schon tot. Bestimmt ein Fischsterben, die Toten schwimmen oben.« Ich sage: »Fisch ist Fisch.« Said lacht wieder und sagt: »Stimmt.«

Das ist eine gute Erinnerung. Ich kann mir das wieder und wieder ansehen. Fisch ist Fisch.

Der Sommer geht vorbei, erst langsam, dann schneller, der Herbst kommt, und ich merke, dass sich etwas verändert zwischen Maria und Said. Ihre Augen sind wieder oft verweint. Zum ersten Mal wird es laut zwischen ihnen. An Heiligabend aber sitzen sie schweigend vor dem Baum, den Said geschmückt hat. Mein Vater klingelt und kommt kurz hoch, um mir eine Ritterburg zu bringen. Er hat jetzt viele Freundinnen und eine Wohnung. Said und mein Vater stoßen mit Sekt an und wünschen sich gegenseitig in vollendeter Höflichkeit schöne Feiertage. Solange mein Vater da ist, scheint zwischen Said und Maria alles bestens zu sein. Sie strahlt ihn an, er strahlt zurück, er legt den Arm um sie, sie sagt »Wir fahren nach Paris«, mein Vater ist verlegen und dreht den Kopf weg. Als er weg ist, schweigen sie wieder.

Dann kommt Said nicht mehr. Mit diesem Tag beginnt die schlimmste Zeit. Es gibt keinen Tag mehr ohne die Wut. Maria war allein, sie war wütend, und es gab nur noch mich.

Für unsere gemeinsame Geschichte war das ein Wendepunkt, weil ich jetzt endlich zu wissen glaubte, warum sie wütend auf mich war. Sie sagte, dieser Mann, Said, das ist die große Liebe meines Lebens. Das war der Glücksfall, den es im Leben nur ein Mal gibt, verstehst du? Kapiertst du das? Und wegen dir ist er weggegangen. Du hast mir mein Leben versaut.

Ich habe das zuerst nicht verstanden. Ich habe niemals Streit gehabt mit Said, ich dachte, wir seien, na ja, nicht Freunde, aber fast Freunde. Sie hat mir das aber geduldig erklärt, immer wieder, bis ich es verstanden habe. Said wollte sie heiraten. Er hat sie genauso geliebt wie sie ihn. Es war perfekt. Aber in Saims Heimat und in seiner Familie durfte man keine Frau heiraten, die ein Kind mit einem anderen Mann hat. Dass sie eine Ausländerin war, ist schon schwierig genug gewesen. Seine Eltern hatten längst eine andere Frau für ihn ausgesucht, eine junge Frau, die zu einer reichen und angesehenen Familie gehörte, genau wie er. Deshalb ist er nach Hause geflogen, und er hat mit seinem Vater geredet.

Saims Vater war kein harter Mann, das Glück seines Sohnes war ihm wichtig. Deshalb hat er Saims Wahl akzeptiert, nicht sofort, aber nach mehreren langen Gesprächen. Nur das Kind musste weg, also ich. Der Vater sagte: »Das Kind kommt in ein gutes Internat, in die Schweiz, ich bezahle das. Wir zahlen für das Kind, bis es groß ist. Niemand wird davon erfahren.« Maria sollte als Jungfrau in Bagdad ankommen.

»Das konnte ich nicht machen«, sagte Maria. »Mein Kind kommt nicht ins Heim. Ich habe abgelehnt. Deshalb musste Said gehen. Ich habe mein Glück für dich geopfert.«

Heute weiß ich, dass so ein Opfer sinnlos ist. Wenn man für jemand anderen ein Opfer bringen soll oder will, überlegt man sich das genau, man prüft seine Gefühle und wägt ab, dann tut man es oder lässt es bleiben. Auf keinen Fall sollte man es tun und das eigene Opfer dann dem anderen zum Vorwurf machen. Damit hört es auf, ein Opfer zu sein, weil man den Preis für das Opfer den anderen zahlen lässt, zumindest teilweise. Vielleicht bereut man den Entschluss, vielleicht bereut man das Opfer, aber das muss man mit sich selbst ausmachen, glaube ich. Aber vielleicht irre ich mich. Das ist nämlich leichter gesagt als getan.

Damals, als Kind, war ich sehr fromm. Ich bin manchmal allein in die Kirche gegangen und hatte Weihwasser im Zimmer, eine kleine Schale aus Porzellan mit einem grünen Engelskopf, die neben der Tür an der Wand hing. Vor dem Schlafengehen habe ich mich immer mit Weihwasser bekreuzigt, und wenn Maria wütend gewesen war, habe ich für sie und mich gebetet, weil ich dachte, Jesus kann sie und mich von ihrer Wut erlösen. Mach, dass sie gut ist, Jesus. Mach, dass sie nicht mehr zuhaut. Aber sogar Jesus hat ja sein Opfer dem Vater zum Vorwurf gemacht. Als er am Kreuz hängt, sagt er: »Mein Gott, warum hast du mich verlassen?« Er hätte sich doch leicht retten können, Pilatus hat ihm das angeboten. Aber Jesus wollte nicht. Als dann die Schmerzen kamen, hat er mit seiner rhetorischen Frage so getan, als ob Gott ihn verlassen hätte, obwohl Gott ihm die Freiheit gegeben hat, Nein zu sagen und mit Pilatus ein Arrangement zu treffen. Wenn schon Jesus nicht perfekt war, wie sollte es da meine Mutter sein?

Maria bereute jeden Tag ihr Schicksal. Und an jedem einzelnen Tag musste sie mich sehen, den Grund für ihr Unglück. Ich habe gemerkt, wie sie immer hin- und hergerissen war zwischen Liebe und Hass. Sie war kein Mensch, der Gefühle unterdrücken kann, das konnte sie überhaupt nicht, und so wechselte das eben manchmal innerhalb weniger Minuten, Küsse, Schläge, dann wieder Küsse. Und immer wieder rief sie, wie Jesus, ihren Gott an, Said, der sie verlassen hat, und jetzt hängt sie am Kreuz. Wenn sie damals auf dem Berg Golgatha an Jesus' Stelle gewesen wäre, dann hätte sie sich vom Kreuz losgerissen, wäre

zum Himmel aufgefahren, hätte Gottvater an seinem langen Bart gerissen und ihn angebrüllt: »Wie kannst du Arschloch eigentlich auf die Scheißidee kommen, mich für diese bescheuerte, sündige Menschenmischpoke zu opfern? Hast du eigentlich kein Gramm Hirn im Kopf?«

Heute weiß ich, warum sie mich nicht in ein Heim geben konnte, sie konnte das einfach nicht. Dabei wäre das teure Schweizer Internat, das Saids reicher Vater für mich wahrscheinlich ausgesucht hätte, etwas völlig anderes gewesen als das großdeutsche städtische Heim, in dem sie mal gewesen war. Ihr Opfer war zu nichts gut, weder für sie noch für mich. Und sie bereute es jeden Tag, immer wieder hörte ich, dass sie für mich ihr Glück geopfert hat.

In meiner Erinnerung sagte sie das fast jeden Tag, aber auch das muss nicht stimmen. Von einem bestimmten Tag an habe ich immer zurückgeschrien: »Ich will ins Internat! Geh zu Said! Geh doch endlich zu dem Scheißsaid!« Die ersten Male hat sie geschlagen, härter als jemals zuvor, aber das nützte nichts. Sie hat auch in der größten Wut immer einen Rest Kontrolle gehabt, sie wusste, wo die Grenze liegt, bei deren Übertretung sie richtig Ärger bekommt. Ich habe mich innerlich ganz hart gemacht, härter als jemals zuvor. Schließlich ist ihr etwas Neues eingefallen. Sie ist zum Fenster gegangen, hat das Fenster aufgemacht und gesagt: »Ich springe jetzt, und dann bin ich tot. Ich bringe mich um wegen dir. Du hast deine Mutter in den Tod getrieben. Das ist das Schlimmste, was ein Mensch tun kann, und du hast es getan.«

Das erste Mal habe ich geweint. Ich habe gesagt, dass es mir leidtut, alles. Ich will nicht, dass sie stirbt wegen mir. Sie ist von der Fensterbank runtergestiegen und hat gelächelt. Sie hat mich nicht in den Arm genommen oder so was, aber sie hat sich mit dem Ärmel die Tränen abgewischt und ist mit Türenknallen in ein anderes Zimmer gegangen.

Dann hat sie das öfter gemacht. Nicht immer mit dem Fenster, manchmal hat sie Tabletten in die Hand genommen, die schluckt sie jetzt, keine Rettung möglich, oder sie hat ein Messer genommen und es sich an den Hals gesetzt. So etwas hatte ich als kleines Kind ja auch mal gemacht. Ich wusste, dass sie es sowieso nicht tut, sie macht Show. Und wenn sie es doch tut, ist es auch egal, dann ist sie weg und wahrscheinlich komme ich zu meinem Vater. Ich habe geschrien: »Spring doch! Gute Reise in die Hölle!« Oder: »Stich zu! Möglichst tief!«

Ich dachte, dass sie über mich herfällt, aber sie ist weinend zusammengebrochen, hat sich auf den Boden geworfen und geschluchzt und hat gejammert, dass niemand sie liebt und dass sie ihr Glück für ein Stück Dreck weggegeben hat.

Es war nicht ganz so, wie sie es mir erzählt hat, damals, als ich Kind war. Saids Vater hat ihm eine Stelle in der Ölindustrie angeboten, er hatte Verbindungen. Aber Saids Studium hatte mit der Ölindustrie nichts zu tun. Er schrieb seinem Vater, dass sein Stolz es ihm verbiete, eine Stelle anzunehmen, für die er nicht qualifiziert sei und die er nur seinem Vater verdanke. Der Vater hat das verstanden. Vielleicht war er sogar stolz auf den Stolz seines Sohnes. Also hat Said in Deutschland eine Stelle gesucht. Aber für einen arabischen Philologen hat der Arbeitsmarkt, trotz Promotion, nicht viel hergegeben.

Die beiden haben unbedingt ein Kind gewollt. Unter Mitwirkung meines Vaters keimten viele Schwestern und Brüder, und sie vergingen spurlos wie Frühlingsschnee. Dieses eine, ersehnte Kind aber wollte den beiden Liebenden einfach nicht gelingen. Said hat sogar sein Sperma untersuchen lassen. Alles bestens. Marias Fruchtbarkeit war sowieso über jeden Zweifel erhaben. Das Schicksal wollte es nicht. Ich war der Einzige, den das Schicksal ihr zugeteilt hatte.